



Mein Jahr als Schleuser

Szenen aus dem bayerisch-österreichischen Grenzland. Eine Erzählung von Federico Saelzer

Natürlich wussten wir, welches Risiko wir eingingen. Und empfanden es doch als zu vernachlässigen. Einmal hatten wir uns sogar alle in Westdeutschland getroffen. Eine Art Vollversammlung der Fluchthelferinnen und Fluchthelfer, Plenum der Schleuserinnen und Schleuser gewissermaßen. Ich kann mich schon deshalb nicht so gut daran erinnern, weil ich von den meisten anderen nicht viel wusste. Richtig gut kannte ich eigentlich nur meine „Tandem-Partnerin“ Vera. Und manchmal, vor allem später, nachdem wir damit aufgehört hatten, fragte ich mich, ob ich sie je wirklich richtig gekannt hatte. Wie konnte es passieren, dass 15 Jahre später von dem intensiven Gefühl, mich auf sie bedingungslos verlassen zu können, nichts mehr geblieben war und sie mir so völlig abhanden gekommen war? Vera.

Auf der Zusammenkunft erfuhren wir nicht mehr als unbedingt notwendig, auch um uns selbst nicht zu gefährden. Was wie eingefädelt wurde, was vor und nach unserem Einsatz eine Rolle spielte, musste uns ja nicht weiter interessieren. Wir vertrauten darauf, dass alle Arrangements mit jenem Verantwortungsbewusstsein und jener Sorgfalt organisiert waren, auf die wir uns verständigt hatten. Das wenige, was wir wussten, war, dass mit vertrauenswürdigen Leuten aus den jeweiligen Communities, die für ihre Landsleute die heimliche Einreise nach Schengen-Deutschland organisierten, Kontakt bestand und alle Modalitäten ausgehandelt wurden. Wir hatten es damals mit tamilischen Flüchtlingen zu tun. Sie waren dem Jahrzehnte währenden blutigen Bürgerkrieg zwischen Tamilen und Singhalesen auf Sri Lanka entflohen, der seit 1995 wieder eskaliert war. Die tamilischen Routenplaner nahmen das günstige Angebot einheimischer Helferinnen und Helfer mit unserem politischen Selbstverständnis gerne in Anspruch: die Kosten beliefen sich lediglich auf die tatsächlichen Unkosten und waren dergestalt unschlagbar billig.

Zum Plenum waren wir alle eingeladen worden, ohne dass ein Telefon im Spiel war, obwohl damals, Mitte der 1990er Jahre, Handys erst im Kommen waren und vermutlich deren Überwachung noch nicht bis ins Letzte ausgereift war. Vielleicht irre ich mich auch und unser Kreis hätten locker das Objekt staatlicher Überwachung und Aushorchung sein können. Egal, es ist uns, zu-

mindest in der Zeit, als ich an den heimlichen Grenzübertritten beteiligt war, nichts passiert.

Welche Strafe wäre man bereit gewesen in Kauf zu nehmen bei allem, so fragten wir uns. Wir diskutierten, um welche Art von Straftat es sich überhaupt handelte, und was uns blühte für den Fall, dass wir oder einzelne von uns bei der illegalen Arbeit entdeckt und verhaftet würden. Die Erörterungen vollzogen sich in völliger Ruhe und niemand äußerte irgendeinen grundsätzlichen Zweifel daran, dass wir zu unserem Handeln ermächtigt waren, und dass wir – naiv gesprochen – nichts „Unrechtes“ taten. Wir halfen Menschen, die über die damalige Schengen-Außengrenze zu Österreich wollten, diese Grenze zumindest ohne Gefahr für Leib und Leben zu überqueren. Wir traten für ihre, von uns postulierte, uneingeschränkte Bewegungsfreiheit ein und boten ihnen den Service der zwar heimlichen, aber gefahrlosen Einreise an. Außer unseren Unkosten sollten unsere „Reisenden“ keine Kosten haben. Wir betonten unter uns den solidarischen Charakter unserer Dienstleistung. Wichtig war uns, dass uns auch die Gründe der Menschen, die sich von A nach B bewegten, nicht zu interessieren hatten: Sie sollten dieselbe globale Freizügigkeit genießen wie jede und jeder Deutsche beziehungsweise jede EU-Bürgerin und EU-Bürger sie weltweit und wie selbstverständlich in Anspruch nahm. Natürlich war uns klar (die meisten von uns hatten ihre ersten Schleusungen bereits hinter sich) dass die allermeisten unserer „Klientinnen und Klienten“ aus bitterer Not oder vor politischer Verfolgung und Lebensgefahr geflohen waren, was uns noch zusätzlich legitimierte und wo wir vorsichtig fast verschüttete Traditionslinien in die jüngere deutsche Vergangenheit aufriefen. Natürlich war uns bei all diesen Überlegungen bewusst, dass, auch wenn wir uns gut fühlten und verbunden beim Gedanken an kommunistische, sozialdemokratische und andere humanistische Fluchthelferinnen und Fluchthelfer, die bedrohten Menschen heimlich aus Nazi-Deutschland heraushalfen, wir uns doch selbst im Grunde nicht in Gefahr brachten und kein Risiko eingingen, das dem der damals Handelnden auch nur im entferntesten gleichkam. Nur deshalb konnten wir uns so entspannt über ein bisschen Knast unterhalten, der uns für Beihilfe zur illegalen Einreise blühen mochte.

„Was ist das schon, gemessen an dem Unrecht, das den Flüchtlingen von diesem Staat und der EU ange-tan wird“, meinte einer und eine Genossin ergänzte: „Was an Grenzaufrüstung und Militarisierung, an Maß-nahmen der Flüchtlingsabwehr gegen diese Menschen entlang der EU-Außengrenze installiert worden ist, rechtfertigt im Grunde jede Art von Regelverstoß und zivilem Ungehorsam. Auch wenn es halt gegen gel-tendes Recht in diesem Land verstößt“.

„Sie sind dafür verantwortlich“, schaltete sich eine wei-tere in das Gespräch ein, „dass Tausende Menschen sich beim Versuch, Europa zu erreichen, in Lebensgefahr bringen oder zum Beispiel vom Bundesgrenzschutz in Lebensgefahr gebracht werden. Denkt an die Toten bei den unsäglichen Verfolgungsjagden mit Schleuser-fahrzeugen ... da könnte man nur kotzen“.

Wir, so hieß es weiter, seien es in unserer Privilegiertheit als weiße Metropolenbewohnerinnen und -bewohner denjenigen, denen diese völlig abgehobenen Privilegien vorenthalten würden, schließlich schuldig, diese Vor-rechte angesichts eines überschaubaren Risikos zu deren Vorteil einzusetzen. Ich kann mich auch irren, dass wir so ausgestanzt und ideologisch miteinander geredet haben. Aber so ungefähr setzte sich unsere poli-tische Motivation zusammen, aus humanistischen Über-legungen, konsequenten politischen Forderungen und der Bereitschaft für diese Überzeugung auch ent-sprechende persönliche Folgen zu tragen – bis hin zu Gefängnisaufenthalt, die wir uns wie auch immer glimpflich vorstellten, da wir auch vorhatten eventuelle Verfahren mit entsprechenden Protesten und öff-entlichem Druck zu begleiten. Ich habe das Treffen als ruhig und unaufgeregt in Erinnerung. Ich vermute, was ich gerade beschrieben habe, kommt *cum grano salis* dem recht nahe, was zu jener Zeit in linken Kreisen, Publikationen und Diskussionen kursierte. Ich habe mich dort, mit all den anderen sehr wohl gefühlt und Energie gesogen aus dem Einvernehmen, der Unbedingtheit und der Selbstverständigung zum Gesetz-erbruch.

Ich gebe aber auch zu, dass ich Angst hatte. Angst vor dem Auffliegen. Wer sagte uns denn, dass nicht einer der Geheimdienste längst an uns dran war, uns abhörte, beobachtete und darauf wartete zugreifen zu können, in flagranti, aus dem Unterholz neben dem Pfad, über den ich meine Tamilinnen und Tamilen führte. Vom Ab-holpunkt in Österreich zum Übergabepunkt auf deutscher Seite. Ich erinnere mich so gut an einzelne Bilder und Gefühle und weiß doch nicht mehr, in welcher Sprache ich mich mit den Flüchtlingen ver-ständigte. Auf Englisch? Vermutlich. Oder verständigten

wir uns auf Deutsch? Waren sie vorher vielleicht schon einige Zeit in einem österreichischen Lager gestrandet, wo sie die paar Brocken verinnerlichen mussten, die das Abschieberegime für sie bereithielt und aus denen ein rudimentäres Idiom entstand, in dem die typischen gewaltvollen deutschen Worte aus dem „Wörterbuch des Unmenschen“, die das Grenzregime beschrieben, grotesk herausklangen: „Ausländerbehörde“, „Polizei“, „Abschie-bung“, „Grenzübertrittsbescheinigung“, „Straf“, „Heim“, „Residenzpflicht“, ... Ich kann mich daran nicht erinnern. Und doch habe ich die zum Teil dramatischen oder scheinbar dramatischen Episoden vor meinem geistigen Auge, Schlaglichter meiner Zeit als Fluchthelfer. Mitten in der Nacht zwischen Österreich und Deutschland. Bei hellem Mondschein, in stockfinsterer Nacht, in der win-terweißen Kälte eines malerischen Grenzwaldes.

Nichts war an der Mission tatsächlich gefährlich für mich, meine Genossin und unsere Schutzbefohlenen, der Weg nicht mehr als ein Wanderweg. Es war mit wenigen etwas engeren, aber gänzlich ungefährlichen Stellen ein gleichmäßig und sanft abfallender Pfad von einem Parkplatz nahe einer Gastwirtschaft auf österrei-chischer Seite zu einem Waldparkplatz auf deutscher Seite, am Rande einer schon steil zum Pass ansteigen-den Straße nahe der Grenze. Die einzige Gefahr, die uns tatsächlich drohte, war es, der deutschen beziehungsweise bayerischen Polizei in die Schleier-fahndung zu tappen. Das war sogar beim Fußweg über die Staatsgrenze recht unwahrscheinlich. Eher würde man uns mit dem Fahrzeug auf der Autobahn Rich-tung München erwischen als hier, wo wir bei dunkler Nacht über Stock und Stein stolperten. Es war die Zeit vor dem Beitritt Österreichs zum so genannten Schengenraum im Dezember 1997. Bayerische Ord-nungspolitiker – darunter damals schon der Innenmin-ister Günther Beckstein – hatten schon vor dem Ereig-nis angekündigt, man werde diese Grenze nicht einfach verschwinden lassen, sondern den Verkehr weiterhin grenznah – in einer 30-Kilometer-Zone – im Hinter-land beobachten. Schleierfahndung eben. Oft beobachteten zivile Fahnder nur den Autostrom auf der Autobahn, blickten dabei in die Fahrzeuge und dort, wo ihnen zu viele Insassen, dunkelhäutige oder etwa nur männliche Mitfahrer auffielen, kontrollierten sie – angeblich mit hoher Trefferquote.

Nie werde ich die tamilische Familie vergessen, die ich in einer trockenen, aber finsternen Nacht am verein-barten Ort übernahm: eine Mutter mit ihren Kindern, waren es vier oder waren es fünf? Eines der Kinder war ein Baby, die Mutter trug es selbst. Dann war da ein kleines Mädchen, vielleicht fünf Jahre alt und zwei oder drei etwas ältere Kinder. Sie blickten mich im





Scheinwerferlicht des dunklen Mittelklassewagens etwas verschreckt an, hin- und hergerissen zwischen Angst vor und Zutrauen zu diesem Fremden, der da hinter den Bäumen am Wegrand aufgetaucht war und sich durch die verschwitzten Haare strich. Der besonderen Schwärze der Nacht wegen stellte ich uns als Kolonne zusammen, ich trug die Kleinste, die sich angstvoll an meinen Hals klammerte, hinter mir ging die Mutter und sollte mit dem Baby dicht an mir dran bleiben und mit einer freien Hand die älteren Kinder hinter sich her ziehen. Ich sehe keine Gesichter in meiner Erinnerung. Als ich bei einem kurzen Stopp das Mädchen absetzen wollte, klammerte es sich an mir fest. Ich flüsterte – in welcher Sprache auch immer – sie bräuchten alle keine Angst zu haben, es sei alles in Ordnung. Trotzdem hing mir die Kleine am Hals wie eine Ertrinkende: Ich fragte, wovor sie denn solche Angst habe. Die Mutter sagte mit deutlicher Unsicherheit in der Stimme: „Vor den wilden Tieren“. Innerlich musste ich fast lachen, weil die mir Anvertrauten so gar keine Ahnung von der diesbezüglichen Harmlosigkeit unseres Wanderweges hatten. „Es gibt hier keine wilden Tiere“, sagte ich deutlich vernehmbar, um ihnen solche Ängste auszureden.

Diese kleine vaterlose Familie, die ich mit aller Hingabe umfing, hat mir später noch einen weiteren Stich ins Herz versetzt: Wir waren fast am Ziel, dem Parkplatz unten, als ich auf einmal eines blinkenden Hindernisses auf der hier schon breiter werdenden Waldstraße gewahr wurde und zu Tode erschrak. War uns die Polizei auf die Schliche gekommen und hatte sich dort unten an einer Straßensperre postiert, um uns hops zu nehmen? War der Moment nun also gekommen und ich hatte die kleine Familie in die Falle geführt? Ich erbehte und begann flach zu atmen: was sollte ich jetzt tun? Ich hieß alle mit vor den Mund gehaltenem Zeigefinger völlig zu verstummen und in die Knie zu gehen, um nicht so leicht gesehen zu werden. Ich bedeutete ihnen, dass sie hier warten sollten, während ich nachschauen gehen und dann zurückkommen würde. Aus den Augen der ganzen Familie blickte mich das Entsetzen derjenigen an, denen offenbar erzählt worden war, dass ruchlose Schlepper und Schleuser ihre Opfer oft in unwegsamem Gelände und in der Irre ihrem Schicksal überließen. Vielleicht hatten sie so eine Gemeinheit aber auch schon erlebt. Die Mutter formte bittende Hände und alle sechs wimmerten etwas, was vermutlich hieß, ich solle sie nicht im Stich lassen. Am ärgsten war mir die Vorstellung, dass sie mich für jemanden halten konnten, der ihnen derartiges antun würde. Waren wir doch angetreten diesen Job zu machen, weil wir den Flüchtlingen zuverlässige und verantwortungsvolle Umsetzung ihres Einreiseplans garantieren

und dem Schindluder etlicher Fluchthelfer etwas entgegen setzen wollten. Aber natürlich konnte diese kleine verängstigte Gruppe, von der ich nicht wusste, was sie auf ihrem langen Weg bis an diese Grenze schon alles durchgemacht hatten, das nicht wissen und musste stets damit rechnen, übers Ohr gehauen oder ausgesetzt zu werden oder Schlimmeres. Also entfernte ich mich mit beruhigenden Handzeichen nur ein paar Meter von der geduckten Gruppe und spähte angespannt auf das seltsame gelbe Blinken. Ich konnte keine Bewegung erkennen, bis auf das Flackern der beiden an einem rotweiß gestreiften Sperrbock befestigten Baustellenlichter. Nach einiger Zeit meinte ich sicher sein zu können, dass dort niemand auf uns lauerte, winkte die Familie herbei und wir gingen weiter. Beim Passieren der Baustellensicherung aber fragte ich mich, weshalb ich etwas derart Auffälliges nicht schon beim Hinweg bemerkt hatte. Ich rechnete damit, dass jeden Moment Beamte mit Hunden und Halali aus dem Unterholz brechen würden. Nichts geschah, Vera nahm die Familie auf der anderen Seite auf – sie war während unseres Abstiegs offiziell über den Grenzübergang gefahren – und brachte sie zum nächsten Übergabepunkt nach München. Was mag aus ihnen geworden sein. Das kleine Mädchen müsste heute über 20 Jahre alt sein.

Von den 50 tamilischen Flüchtlingen, die ich gemeinsam mit Vera über die Grenze geführt habe, sind mir nur wenige Episoden wie die mit der Familie im Gedächtnis geblieben. Ich mietete mich stets in einer urigen Pension in der nächsten Kleinstadt ein und brach spät abends zu meiner Fluchthilfe-Dienstleistung auf. Ich gäbe etwas darum zu erfahren, was meine Pensionswirtin sich dachte, für was für einen Vogel sie mich hielt. Hatte ich mich mit meinem echten Namen und echter Adresse in den Meldebogen eingetragen? Ich weiß es nicht mehr. Sie empfahlen mir noch eine Diskothek, wo man sich mal so richtig austoben könne. Ich nahm die Vorlage gerne auf, würde ich doch spät losziehen und erst sehr spät und verschwitzt wie ein Raver zurück sein.

Einmal, es war mitten im Winter, stapfte ich durch kniehohen Schnee zum Treffpunkt oben im Wald, ich schwitzte und war pitschnass als ich oben ankam – aber das Auto kam und kam nicht. Schließlich stand ich bei einem veritablen Schneesturm an die drei oder vier Stunden hinter einem Baum und staunte vor allem darüber, dass ich nicht froh und auch keinen Moment lang dachte, ich müsste jetzt umkehren, es sei wohl was dazwischen gekommen. Irgendwann, war es zwei oder drei Uhr nachts, tauchten die Scheinwerfer im Dunkel auf, der schwarze Wagen hielt an und gab das vereinbarte Sig-

nal mit der Lichthupe. Als ich aus dem Dunkel des Baumschattens trat, war die Erleichterung der kleinen Gruppe, die dem Auto unterdessen entstiegen war, handfest zu spüren. Vera nahm mich beiseite und wisperte hastig, es habe Probleme mit dem Verkehr gegeben und sie hätten gedacht, ihnen würde ein Fahrzeug folgen ... Ich nahm meine Gruppe entgegen: ein älterer Mann, vielleicht sechzig, der ganz offensichtlich schlecht zu Fuß war und – so raunte mir Vera noch zu – auch noch herzkrank. Ich entschloss mich, ihn persönlich zu stützen und zu führen, und ich wies die jüngeren Männer – waren es drei oder vier? – an, dicht hinter mir zu gehen. Ein Teil des hoch verschneiten und teilweise noch höher überwehten Weges führte durch ein dunkles Waldstück. Die jungen Bäume bogen sich unter der Schneelast und überwölbten den Weg und schluckten das wenige Nachtlcht, das ihn hätte erhellen können. An irgendeiner Stelle wurden die Jünglinge hinter mir und dem keuchenden Alten wohl etwas übermütig und prompt rutschten sie an der Wegkante ab und fielen den steilen Hang hinunter. Sie schrien voller Angst, weil sie dachten, nun in die Tiefe zu stürzen. Aber sie riefen nur kurz um Hilfe, weil sie merkten, dass sie nur wenige Meter gerutscht waren und nun auf einer etwas tiefer verlaufenden Einbuchtung im Hang zu stehen gekommen waren. Ich ließ den Alten kurz stehen, beugte mich über die Wegkante, reichte den Abgerutschten meinen Arm und zog sie einen nach dem anderen in völliger Dunkelheit wieder auf den Weg. Kurz ließ ich den Schieber meines damals brandneuen Handys, einem altmodischen Telefonhörer nicht unähnlich, aufspringen, so dass alle im fahlen Licht des Apparats den Weg erkennen konnten. Etwas riskant in der völligen Dunkelheit, wir müssen einen kurzen Moment weithin sichtbar gewesen sein. Wir kamen wohlbehalten am Übergabepunkt an. Alles ging seinen gewohnten Gang. War es vier Uhr als ich die Tür meiner Pension aufschloss und mich völlig durchnässt und verschwitzt auf mein Zimmer schlich?

Die Geschichte ist frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen und ähnlichen Ereignissen sind rein zufällig, aber im Grunde nicht unwillkommen.

Federico Saelzer ist Schriftsteller und lebt in Antwort in Oberbayern

Bei einer weiteren Schleusung einer kleinen Familie mit Vater, Mutter und zwei Kindern war alles wie geplant und ohne besondere Vorkommnisse verlaufen. Als wir uns aber dem verabredeten Parkplatz näherten, bog auf einmal ein hell erleuchtetes Fahrzeug von der Straße auf den Parkplatz ein und fuhr mit hoher Geschwindigkeit auf uns zu. Ich schrie „Runter!“ und schaffte mein Grüppchen vom Weg bevor wir im Scheinwerferkegel des Fahrzeugs waren, das immer noch keine Anstalten machte zu stoppen, einzuparken oder sonst etwas zu tun. Ich warf mich über den Vater und riss den Rest der Familie mit uns zu Boden, wir keuchten vor Aufregung als das Auto eine Armeslänge von uns entfernt auf dem Kiesweg schnell und bei aufspritzenden Split an uns vorbei raste, innen erleuchtet, so dass wir den Fahrer darin genau sehen

konnten und bei der Vorstellung erstarrten, dass auch er uns gesehen haben könnte. Später besprach ich die Situation mit Vera, die ich kurz entschlossen telefonisch zu einer anderen Straßeneinbuchtung dirigierte, wo unsere vier Ankömmlinge sicher aufgenommen und weggebracht wurden: Wir waren uns nicht sicher, ob das vielleicht Grenzschutz oder Polizei gewesen sein könnten und waren beunruhigt. Erst Jahre später ist mir klar geworden, dass kein Mensch mit voll erleuchtetem Innenraum durch die Nacht preschen würde, würde ihm doch das Licht den Blick aus dem Auto hinaus verunmöglichen. Es muss sich definitiv um einen Besoffenen gehandelt haben, der auf dem Heimweg meinte, durch den Wald eine Abkürzung einschlagen zu können. Wieder waren wir mit einem gehörigen Schrecken davongekommen.

Als ab dem 1. Dezember 1997 die österreichisch-bayerische Grenze zu verschwinden begann und unser Dienst nicht mehr nötig war, empfand ich das Ende der anstrengenden Aktionen als Erleichterung. Und doch war ich auch stolz – und bin es noch – auf diese Art entschlossenen Regelverstoßes. Sind wir dazu nicht verpflichtet, so frage ich mich. Heute, in der globalen Krise des Kapitalismus und angesichts seiner entfesselten Zerstörungskraft, müssten wir permanent die herrschenden rassistischen und menschenfeindlichen Gesetze kollektiv und massenhaft für jene praktische Solidarität übertreten, die als einziges eine Verheißung für eine bessere Zukunft sein mag.

Vera habe ich noch einmal am Flughafen in Berlin getroffen, vielleicht 12 Jahre nach dem Ende unserer gemeinsamen Fahrten ins Grenzland: sie sah mich, wir erkannten uns, aber es war ihr nicht wichtig genug, dass sie ihr Telefonat unterbrochen und das Handy vom Ohr genommen hätte. Einerseits war ich davon enttäuscht. Andererseits auch erleichtert, nicht mit ihr sprechen zu müssen.<